Vertrauen und durchhalten.

In beredten Worten hat der deutsche Reichskanzler am 22. Oktober klargelegt, daß es sich für das deutsche Volk jetzt um zwei Dinge handelt: Rechtsfriede oder nationale Verteidigung.

Was ist der Rechtsfriede? Er ist ein Friede, wie ihn das deutsche Volk in seiner weit überwiegenden Mehrheit ehrlich wünscht. Wir haben von Anfang an einen Verteidigungs-, einen Abwehrkrieg geführt gegen eine Übermacht von Feinden. Mit bewunderungswürdiger Widerstandskraft hat sich das Volk gewehrt und sich durch die Überlegenheit der Gegner an Zahl nicht niederzwingen lassen. Die deutschen Heere stehen noch immer auf feindlichem Boden. Ihre Kraft, ihre Geschlossenheit ist ungebrochen, ihre Front setzt dem Andrängen der Feinde einen zähen Widerstand entgegen, ihre Kampftüchtigkeit gewährleistet ein Weiterkämpfen, das dem Gegner die Durchführung der geplanten Vernichtung unmöglich machen wird. Aus diesem Gesichtspunkte heraus beschritt die deutsche Regierung den Weg zur Anbahnung der Friedensverhandlungen, damit den Schrecken des langen Krieges endlich ein Ende gemacht wird. Der Rechtsfriede, der sich an die Grundgedanken der Ausführungen Wilsons anlehnt und den deutschen Auffassungen entspricht, bezweckt die Anerkennung der Rechte aller Völker, also auch des deutschen, und schaltet die Eroberungs- und Vernichtungsabsichten aus. Nicht die Niederzwingung anderer Völker ist die Eigenart und das Kennzeichen des Rechtsfriedens, sondern die Gleichberechtigung und Entfaltung im freien Verkehr auf den Bahnen des Weltmarktes.

Deutscherseits sind in den Antworten an Wilson die Grundlagen zu einem Rechtsfrieden geschaffen worden, auf denen, wenn unsere Feinde wollen, ein gerechter und dauernder Friede zum Besten der Menschheit aufgebaut werden kann. Die Möglichkeit der Friedensverhandlungen hängt nunmehr von der Einsicht und der weisen Selbstbeschränkung unserer Gegner in bezug auf die gesetzten Ziele ab.

Dem Rechtsfrieden gegenüber steht die andere Möglichkeit, daß nämlich die Feinde in Wahrheit den Rechtsfrieden doch nicht suchen, sondern im Vertrauen auf ihre militärische Lage und auf die Schwächung unserer Bundesgenossen die Waffenentscheidung fortzusetzen wünschen, um uns zu schlagen und zum Frieden um jeden Preis zu zwingen.

Was haben wir dagegen zu tun? Die Antwort liegt allen Deutschen ohne Ausnahme auf den Lippen und kommt aus der innersten Herzensüberzeugung. Der Reichskanzler hat es am 21. Oktober klar ausgesprochen: es ist die nationale Verteidigung. Hatten wir denn, so könnte vielleicht gefragt werden, bisher keine nationale Verteidigung? Waren nicht schon seit Kriegsbeginn alle verfügbaren Kräfte in Tätigkeit gesetzt. Wäre es nicht ein Fehler der Reichs- und Kriegsleitung gewesen, sie bis jetzt ungenutzt gelassen zu haben? Gewiß wurden auch bisher alle Kräfte für das Vaterland draußen und drinnen aufgeboten. Gleichwohl blieb noch manches ungenutzt, was für die Stunde der letzten Entscheidung und der höchsten Gefahr gewissermaßen aufgespart und jetzt eingesetzt werden kann. Sollte es, falls sich die Friedensaussichten zerschlagen, zum Aufruf zur nationalen Verteidigung kommen, so dürfen wir überzeugt sein, daß die neugestaltete Reichsleitung den rechten Ton und die rechten Wege finden wird, um die noch brachliegenden Kräfte, die schlummernden Gewalten der deutschen Volksseele zu erwecken und zur praktischen Entfaltung zu bringen. Bis dahin „vertrauen und durchhalten", vereint mit dem Bewußtsein, daß sich das deutsche Volk ohne Nervosität, ohne Großsprecherei, aber in ruhigem Ernste und gefaßter Entschlossenheit für den gewaltigen Endkampf und sein Dasein und um seine Zukunft rüsten muß.

Machtvolle Kräfte ruhen noch im Deutschtum. Alles, was es auch nur irgendwie vermag, gehört mit Gut und Blut in den Dienst des Vaterlandes, sei es draußen an der Front, sei es zur vaterländischen Arbeit zu Hause. Übervorteilung und Bewucherung, Flaumachen und Nörgeln müssen verschwinden, Parteihader und Nebenrücksichten müssen endlich aufhören, die geschlossene Heimatfront muß vom Betrachten und Reden zur Tat und Wahrheit übergehen. „Der Erfolg im Kriege ist Sache der Moral", lehrte einst Moltke, und führte das deutsche Heer hinauf zu reinen Höhen des Sieges in Deutschlands größter Zeit.

Ludendorffs Rücktritt.

Der Kaiser hat den General der Infanterie Ludendorff, Ersten Generalquartiermeister, in Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt. Gleichzeitig hat der Kaiser bestimmt, daß das Niederrheinische Füsilier-Regiment Nr. 39, dessen Chef der General bereits seit längerer Zeit ist, den Namen „General Ludendorff" führen soll.

Mit General Ludendorff tritt einer der großen Männer der preußisch-deutschen Geschichte von der Weltbühne ab. Er ist einer der wenigen, die die Vorgänge des gewaltigen Weltdramas, in dem wir über vier Jahre leben, nicht nur oberflächlich, sondern in ihren Zusammenhängen zu verarbeiten und zu meistern wußte. Neben anerkannter Genialität, schneller Entschlußkraft zeichnete ihn ein ungewöhnliches Maß an Energie aus. Diesen Eigenschaften entsprangen seine Erfolge von der Befreiung Ostpreußens, von Tannenberg und den Masurischen Seen, über den glänzenden Feldzug gegen Rumänien bis zu den großen Abwehr- und Angriffsschlachten im Westen. Er scheidet aus leitender Stelle in dem Augenblick, in dem Deutschlands Schicksalsstunde schlägt.

Erich Ludendorff wurde am 9. April 1865 als Sohn eines Rittergutsbesitzers in Kruszewnia bei Posen geboren, besuchte das Kadettenhaus in Ploen und wurde mit 17 Jahren Leutnant im Infanterie-Regiment 57 in Wesel. Nachdem er als Premierleutnant im 2. Seebataillon auch Seereisen nach Skandinavien und England unternommen hatte, wurde er im Jahre 1890 zur Kriegsakademie kommandiert und sodann als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt, dem er mit Unterbrechung bis zum Sommer 1913 angehörte. Als Chef der Operations-Abteilung war General Ludendorff einer der führenden Offiziere im Großen Generalstab und bestand in rastloser Arbeit auf Ausbau, Organisation, Bewaffnung und Ausbildung des Heeres, auf strategischen Ausbau des Eisenbahnnetzes und des Festungssystems.

Vor dem Kriege war er Brigadekommandeur in Straßburg. Gleich bei Kriegsbeginn zeichnete er sich durch den vollen Einsatz seiner Persönlichkeit aus und erwarb sich beim Sturm auf Lüttich an der Spitze einer Brigade als erster den Orden Pour le mérite. Kurz jedoch war seine Tätigkeit im Westen, denn bereits am 22. August 1914 wurde er zum Generalstabschef der an der ostpreußischen Grenze operierenden Armee des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg ernannt. Mit Hindenburg wuchs Ludendorff im Laufe der Zeit zu einer Gesamtpersönlichkeit zusammen und hat somit Anteil an dessen Verdiensten und dessen Ruhm. Im November 1914 wurde er zum Generalleutnant befördert.

Zu noch größeren Aufgaben wurde Ludendorff berufen, als Hindenburg am 29. August 1916 als Nachfolger des Generals v. Falkenhayn Chef des Generalstabes des Feldheeres wurde. Unter Beförderung zum General der Infanterie wurde Ludendorff Erster Generalquartiermeister, eine eigens für ihn geschaffene Stellung, die es ihm ermöglichen sollte, nach wie vor des Feldmarschalls erster und nächster Berater auch in operativen Fragen zu bleiben.

Nach dem Scheitern der Frühjahrsoffensive 1917 im Westen wurde der General in Anerkennung seiner Leistungen à la suite des Füsilier-Regiments Nr. 39 gestellt, dessen Kommandeur er früher gewesen war. Am 25. März 1918 wurde ihm anläßlich des großen Sieges über die Engländer das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen, das außer ihm bisher nur der Kaiser, Feldmarschall v. Hindenburg und Prinz Leopold von Bayern trugen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Die deutsche Regierung erklärt in einer Rückäußerung auf Wilsons letzte Note folgendes: Der Präsident kennt die tiefgreifenden Wandlungen, die sich in dem deutschen Verfassungsleben vollzogen haben und vollziehen. Die Friedensverhandlungen werden von einer Volksregierung geführt, in deren Händen die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig ruhen. Ihr sind auch die militärischen Gewalten unterstellt. Die deutsche Regierung steht nunmehr den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen gekennzeichnet hat.

*Im preußischen Herrenhaus hat die konservative Fraktion folgenden Antrag eingebracht: „In der Zeit der tiefsten Not des deutschen Vaterlandes ist es Pflicht und Recht des Herrenhauses, zum Ausdruck zu bringen, wie unlöslich der Zusammenhang zwischen dem preußischen Herrenhause und seinem Volke ist. Der König von Preußen wird sein Volk auch in der dunkelsten Stunde treu finden. Das Herrenhaus wird, eingedenk seiner Vergangenheit, allezeit zu seinem angestammten Herrscher als Schutzwehr vor dem Throne stehen." Der Antrag soll bei Gelegenheit der nächsten Sitzung des Herrenhauses auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Österreich-Ungarn.

* Wie von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, ist die österreichische Antwortnote an die amerikanische Regierung vollständig redigiert. Die Note ist in entgegenkommendem Sinne gehalten. Sie wird noch einmal den maßgebenden Stellen der Monarchie zur Einsicht vorgelegt und sodann nach Amerika abgesandt werden.

Frankreich.

* Eine Havas-Note besagt, daß die Festigkeit des Tones der Antwort Wilsons an Deutschland in der Kammer einstimmig gebilligt werde: „Für die Alliierten, die nicht an der Ausarbeitung des Friedensprogramms teilgenommen haben, handelt es sich durchaus nicht um einen Notenwechsel mit Deutschland, um die Friedensbedingungen zu erörtern, sondern darum, die Bürgschaften für den Waffenstillstand zu diktieren. Das Problem ist wesentlich militärischer Art. Foch und die anderen Armeechefs der Alliierten sind einzig und allein berufen, es zu lösen." Alle Organe Clemenceaus bewegen sich ungefähr in demselben Gedankengange.

Rumänien.

*Rumänische Truppen rücken in die Dobrudscha ein. Die Rumänen glauben, diesmal entscheidendes Glück zu haben. Die Veränderungen in Österreich und die Lostrennungsabsichten der Ungarn werden, wie sie glauben, die Geburt Großrumäniens beschleunigen. Das Erscheinen der Alliierten an der rumänischen Grenze riß selbst besonnene Elemente in den Kriegswirbel. Die Nationalisten beherrschen die Lage.

Amerika.

* Mit Rücksicht auf bevorstehende periodische Neuwahlen erließ Präsident Wilson ein Handschreiben, worin er sagt, daß die Minderheitsführer ihm die politische Leitung des Krieges entreißen wollten; wenn aber in einem der beiden Häuser eine republikanische Mehrheit gewählt würde, würde das Ausland das als eine Mißbilligung der Politik des Präsidenten auslegen. Wenn das Volk ihn in der jetzigen Krisis unterstützen wolle, müsse es das deutlich zeigen.

Afrika.

*In einem Manifest der republikanischen Buren von Südafrika wird mit Berufung auf Wilsons Programm verlangt, daß Wilsons selbstverständliche Grundsätze auf Südafrika angewendet werden. Die Buren sind der Ansicht, daß sie ihr Gefühl bitterer Empörung über die Art aussprechen müssen, wie die holländisch sprechende Bevölkerung der Union durch die Regierung Botha stets gering geschätzt und durch einzelne Mitglieder der Regierung geschädigt und verhöhnt wurde! Die Regierung Botha sei ungeeignet und unzuverlässig, und weder General Botha noch seine Regierung verdiene das Vertrauen des Afrikanervolkes.

Annahme der Verfassungsanträge.

Die dritte Lesung der Verfassungsnovelle verlief schnell, ja fast einförmig. Nur zu Beginn, als die konservative Gegnerschaft der neuen Regierung im Rahmen einer Geschäftsordnungsdebatte gegen die sofortige Beratung der neu eingebrachten Anträge Einspruch erhob, kam etwas von der leidenschaftlichen Atmosphäre draußen auch in den Saal. Und als der nationalliberale Abgeordnete List-Eßlingen auf die Wilson-Note kam und eine Antwort der Reichsleitung verlangte, mußte der Präsident ihn an die Abrede vom Tage vorher erinnern.

Die neuen Anträge zielen bekanntlich darauf, auch die militärische Kommandogewalt dem Reichskanzler zu unterstellen. Sämtliche Heeresangehörige müssen danach künftig auch auf die Verfassung vereidigt werden. Wie der Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen in der Begründung ausführte, werden auch politische Akte des Generalstabs wie der kommandierenden Generale künftig der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers unterliegen. Die Unabhängigen Sozialdemokraten wollten die Gelegenheit benutzen, in einem eigenen Antrag eine weitere Verfassungsänderung, nämlich die Einführung des Reichstagswahlrechts in allen Bundesstaaten, durchzusetzen.

In der Debatte sprach sich in einer langen Rede einzig und allein der konservative Abgeordnete v. Gräfe gegen die Anträge und ihre Durchpeitschung aus. Durch die Verfassungsänderung werde auch die Stellung Preußens beeinträchtigt, dem gegenüber man die geschichtliche und wirtschaftliche Dankbarkeit vergesse. Die Armee werde politisiert werden, gerade in dem jetzigen Augenblick. Obwohl Dr. Müller-Meiningen und der Abgeordnete Gröber darauf hingewiesen hatten, daß die Anträge schon seit dem Frühling 1917 den Verfassungsausschuß beschäftigten, blieb Herr v. Gräfe dabei, daß sie ein Nachgeben gegenüber Wilson bedeuten.

In seiner Eigenschaft als Staatssekretär erklärte Gröber dann noch, daß die Reichsleitung für die Anträge, wenn sie Annahme gefunden hätten, im Bundesrat eintreten würde. Daß der Reichskanzler des Vertrauens des Reichstages bedürfen solle, sei nicht eine neue Forderung, sondern nur die Formulierung der Kanzlererklärung, daß kein Kanzler in Zukunft seines Amtes walten könne, wenn er nicht das Vertrauen der Mehrheit besäße. Für die Handlungen des Kaisers habe schon Bülow am 19. Januar 1913 die Verantwortung übernommen. Das persönliche Treueverhältnis der Offiziere zu dem Monarchen erfahre nicht die geringste Änderung.

Im weiteren Verlauf der Sitzung wandte sich der Sozialdemokrat Landsberg gegen die Gräfesche Verfassungsauslegung. Der König werde durch die Reform so wenig zur Ohnmacht verurteilt werden wie Eduard VII. von England. Wenn Herr v. Gräfe ausgerufen habe, die Armee werde sich eine solche Änderung der Verfassung nicht gefallen lassen, so sei das eine unerhörte Äußerung. Wer in diesen Tagen mit dem Gedanken eines Appells an die Gewalt spiele, der spiele va banque. Auch der Unabhängige Sozialdemokrat Bernstein wandte sich gegen den Versuch Gräfes, die Krone zum Staatsstreich aufzurufen. Und schließlich erklärte unter lebhafter Bewegung der Kriegsminister General v. Scheüch, daß er nach reiflicher Überlegung in den vorliegenden Anträgen nichts finden könne, was eine Gefährdung des jetzigen Geistes der Armee herbeiführen könne.

Die Verfassungsanträge wurden darauf unter großem Beifall der Mehrheit gegen die Stimmen der Konservativen und eines Teiles der Deutschen Fraktion angenommen, der Antrag der Unabhängigen Sozialdemokraten dem Verfassungsausschuß überwiesen. Die nächste Sitzung ist unbestimmt.

Der falsche Rembrandt.

9] Roman von F. A. Geißler.

(Fortsetzung.)

„Von der Liebesgeschichte wollen wir nicht mehr reden," sagte Franz auf einige gutgemeinte Trostworte des Bruders, „aber den würdigen Oheim der jungen Dame wollen wir künftig ein wenig genauer in Augenschein nehmen. Sie ist das prächtigste Mädchen der Welt und gewiß wert, daß zwei alte Knaben sich allen Ernstes in sie verlieben. Aber daß Herr Kürbach seiner Nichte diese Erfahrungen nicht erspart hat, das gefällt mir nicht an ihm. Er hätte sie doch leicht davor bewahren können, und uns beide schließlich auch. Aber vielleicht paßt es ganz gut in seinen Kram, daß wir uns beide in die holde Nichte verguckten. Denn verliebte Künstler sind die Anverwandten ihrer Angebeteten immer nach Kräften gefällig für billiges Geld, lassen sich sogar zu allerhand unwürdigen Arbeiten bereden, die sie jedem andern vor die Füße werfen würden. Ich kann ein Lied davon singen, denn mein verwünschter Kriminalroman bereitet mir Kopfschmerzen genug. Zum Teufel, ich bin kein Sudler, der Schundromane nach Maß macht! Alle Selbstverleugnung hilft mir nichts, ich kriege die Tonart dieser klassischen Meisterwerke nicht heraus, es wird nichts aus dem Dinge. Und jeden Tag sehe ich mehr ein, daß es eine ganz verständnislose, um nicht zu sagen unverschämte Zumutung war, mir so eine Arbeit überhaupt anzusinnen. Aber ich werde ihm die Wahrheit sagen oder schreiben, ich lasse mich nicht als Künstler herabwürdigen."

„Ich glaub's gern, daß dir die Erfüllung deines Auftrages nicht leicht wird — —"

„Hat er dir etwa eine würdige Aufgabe gestellt? Scheint mir gar nicht so, denn sonst bekäme man doch darüber mal was zu hören oder dürfte die geheimnisvolle Arbeit ab und zu in Augenschein nehmen."

„Ich kann nicht klagen. Was ich für ihn male, macht mir viel Freude, aber ich darf nicht davon reden — — es soll eine Überraschung sein."

Na, vielleicht für die Hochzeit der lieben Nichte mit einem reichen Geldprotzen oder hohen Aristokraten, der etwas Vergoldung für seinen Namen braucht. Mag sein, daß du die Lohnarbeit nicht so schwer empfindest, ihr Maler seid's ja gewöhnt, Aufträge brav und gewissenhaft nach Wunsch auszuführen, und du besonders bist ja des selbständigen Schaffens seit vielen Jahren entwöhnt — aber bei mir ist's ein ander Ding. Ich will freibleiben wie bisher und nur schreiben, was mir mein Genius eingibt. Habe ja jetzt glücklicherweise in einigen gediegenen Zeitschriften Eingang gefunden — —"

Daß diese Verbindungen nur Herrn Kürbach zu danken waren, daran dachte Franz Heyden so wenig, wie daran, daß nur der Verzicht Georgs auf freies Schaffen seit vielen Jahren den Hausstand in seiner bescheidenen Behäbigkeit erhalten hatte. Aber Georg in seiner Güte war nicht gekränkt, nein, er freute sich, daß der Bruder sich so rückhaltlos aussprach.

So verbrachten sie den Tag in schönster Eintracht und suchten am Abend ihr Lager auf in der Gewißheit, daß nun alles wieder zwischen ihnen klar sei, wie vor dem verspäteten Jugendtraum ihrer Herzen. Georg war beglückt durch die Überzeugung, dem Bruder über einen schweren Tag freundlich hinweggeholfen zu haben, und in seiner Seele fand der Gedanke keinen Raum, daß sich Franzens Egoismus heute von einer neuen Seite gezeigt habe. Wohl [illegible] vor seinen Augen wieder Coras Bild in seiner ganzen Schönheit heraus, aber diese Schönheit sollte ihm in Zukunft nur ein Heiligtum sein. Verzichten und entsagen war sein Los seit dreißig Jahren gewesen, und es war gar nicht so schwer, wie's anfangs scheinen wollte.

Mit solchen Gedanken täuschte er sein Herz und trat ruhig in sein Atelier, um in das daneben gelegene Schlafzimmer zu gehen. Da fiel von der Kerze ein seltsamer Schein auf sein Bild, und augenblicklich hielt er inne. Ja, das war die Lichtwirkung, die er noch unbewußt gesucht hatte. Jetzt war die gnadenvolle Schicksalsstunde, die es zu nützen galt. Und sorgsam die eine Kerze auf ein Tischchen stellend, begann er in ihrem flackernden Mattlicht zu arbeiten. Und mit zitternder Hand entnahm er seiner Brieftasche das goldene Haar, das Cora ihm selbst zum Dank geschlungen. Er konnte, durfte es nicht behalten; in dem Bilde, das ja sicherlich für sie bestellt war, wollte er's ihr zurückgeben auf geheimnisvolle Künstlerweise. Erst tief in der Nacht ging er zur Ruhe.

Als er am nächsten Morgen den ersten Blick auf sein Werk warf, da durchrieselte ihn ein freudiger, staunender Schrecken, und ganz vergessend, daß es seine eigene Schöpfung war, nannte er leise nur den ehrwürdigen Namen „Rembrandt".

Als einige Tage später Georg am Spätnachmittag von einem Ausgang zurückkam, winkte ihm Agathe mit geängstigter Miene aus der Küche zu und wies dabei nach oben, hielt aber den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß sie sich nicht getraue, sich deutlicher zu erklären. Obwohl dadurch auf eine Überraschung vorbereitet, konnte er doch sein Erstaunen nicht verbergen, als er Herrn Kürbach in dem kleinen Vorraum vor dem verschlossenen Atelier mit allen Zeichen der Unruhe und des Ärgers auf und abgehen sah.

Als jener den Maler sah, erheiterten sich seine Züge, und in seiner lebhaften Art kam er dem Emporsteigenden einige Stufen entgegen und sagte in nervösem Flüsterton:

„Gut, daß Sie endlich kommen, ich hatte nicht länger mehr gewartet."

„Aber warum sind Sie nicht — —?"

„Unten beim Herrn Bruder, meinen Sie? Gott soll mich bewahren, das ist ja ein seltsamer Herr. Wenn die Dichter alle so sind, dann bin ich bloß froh, daß ich's nur mit dem einen zu tun habe. Und vielleicht dauert das auch nicht mehr lange, denn wenn ich auch daran gewöhnt bin, mit mancherlei Menschen zu verkehren, so hat doch alles seine Grenzen. Weil ich [illegible] den Verleger für die Gesamtausgabe seiner unsterblichen Werke nicht gleich mitbringe und die Intendanten und Direktoren sich ein Weilchen besinnen, ehe sie ein Stück des fünfzigjährigen